



## Aktion „Himmelswind“ – Israel tappt in die eigene Gewaltfalle

oder: „Apokalypse Now“ im Mittelmeer

***Israels Demonstration der Macht endete nicht mit der gewaltsamen Kaperung von fünf Schiffen einer internationalen Koalition, die Hilfsgüter in den Gaza-Streifen bringen wollten. Auch die nachfolgende Gefangennahme und Inhaftierung hunderter Passagiere, darunter viele Journalisten, wird noch lange Gesprächsstoff bieten. Ein Tagebuch über die „Aktion Himmelswind“.***

### Sonntag, 30. Mai

Seit Donnerstag, den 27. Mai, sind mein Kollege Marcello Faraggi aus Brüssel (Euro News TV) und ich an Bord der „Eleftheri Mesogeios“ („Freies Mittelmeer“). Wir haben uns entschlossen, beim Zwischenhalt in Rhodos vom reinen Passagierschiff „Sfendoni“ hierher zu wechseln, weil der Frachter, das an Bord hat, um was es wirklich geht – Hilfsgüter: 1400 Tonnen Bauteile für hundert Fertighäuser aus Holz, Dachziegel, zwei Container mit Wasseraufbereitungsanlagen, mehrere hundert Elektro-Rollstühle für Behinderte in Gaza, Medikamente. Wir haben beide kleine HD-Filmkameras dabei und wollen uns bei den Aufnahmen gegenseitig unterstützen.

Gestern, am frühen Abend, ist Schriftsteller Henning Mankell zusammen mit der schwedischen Ärztin Viktoria Strand und dem Parlamentarier Mehmet Kaplan von den schwedischen Grünen an Bord gekommen. Die „Eleftheri Mesogeios“ ist das Ergebnis einer schwedisch-griechischen Allianz namens „Ship-to-Gaza“. In beiden Ländern wurde Geld für den Kauf des Frachters und seine Ladung gesammelt, die griechische Crew wurde übernommen. Mankell als Prominenter und Kaplan als Parlamentarier sollen dem Schiff etwas Schutz geben. „Chef de Mission“ ist der 63-jährige griechische Professor für Wassertechnologie an der Technischen Universität Athen, Vangelis Pissias. Insgesamt sind mit Crew jetzt 29 Personen an Bord.

Gegen Mittag Vollversammlung an Deck. Vangelis Pissias will die Strategie für den nächsten Tag, an dem man einen Angriff der israelischen Marine erwartet, besprechen. Pissias, ein grauhaariger, graubärtiger, schlanker Mann, wie aus einem Film von Costa-Gavras geschnitten, mit einer sanften Melancholie im etwas verwitterten Gesicht, wird von seinen zumeist jüngeren griechischen Mitfahrern geradezu verehrt: ein Sozialist alten Schlages, in Zeiten des griechischen Faschismus im Untergrund; seit dieser Zeit ein Freund des amtierenden Präsidenten Karolos Papoulias, der dieses Unternehmen auch unterstützt.

In der Besprechung gibt es schnell Übereinkunft: man will keinen körperlichen Widerstand bei einer etwaigen Kaperung leisten, alle werden aufgefordert, ihre Nerven im Zaum zu behalten. Man geht hier davon aus, dass im Fall eines Angriffs vor allem die Frachter mit den Hilfslieferungen im Zentrum des israelischen Interesses stehen. Dror Feiler, 58 Jahre alt, Musiker, Komponist und Künstler, meint, die Israelis würden sich kaum getrauen, ein Passagierschiff wie die „Mavi Marmara“ mit 500 Muslimen an Bord anzugreifen. Feiler ist so etwas wie der Sprecher der schwedischen Gruppe an Bord, immer zu einem Spaß bereit, schlagfertig. Er stammt aus einer jüdischen Familie, ist in Tel Aviv geboren und war drei Jahre bei den israelischen Fallschirmjägern, ehe er sich als einer der ersten Soldaten Israels weigerte („refusniks“), in den besetzten Gebieten Palästinas Dienst zu tun. Danach emigrierte er nach Schweden. Feiler: „Ich kenne die Armee, die werden ein solches Wagnis höchstwahrscheinlich nicht eingehen. Schließlich sind die Türken noch so etwas wie ein Verbündeter für die Israelis!“ Noch vorgestern hatte er, mitten auf dem Ladedeck des Schiffes stehend, auf seinem Saxofon mit



Überblastönen und Hanns Eisler-Liedern frenetisch den Zusammenschluss der „Freedom Flotilla“ gefeiert, jetzt wirkt er etwas nachdenklicher.

Die Runde der Kapitäne hat beschlossen, ab Dunkelheit in Formation zu fahren: an der Spitze die „Mavi Marmara“, danach, etwas seitlich versetzt, wir; hinter uns die „Sfendoni“, dann die beiden türkischen Frachter und zwischendrin die kleine amerikanische „Challenger II“. Das Tempo wird von uns bestimmt, weil wir die schwächste Maschine haben: mit durchschnittlich 7,5 Knoten Geschwindigkeit. Pissias und seine griechischen Mitstreiter haben eine kleine Hürde für etwaige Angreifer vorbereitet: NATO-Draht, der schon auf Deck lagert. Wir vereinbaren, im Fall der Enterung durch die Israelis, uns auf der Brücke zu versammeln und das Steuerhaus allein durch unsere Anwesenheit so lang wie möglich zu verteidigen. Marcello Faraggi und ich sollen seitlich des Führerhauses auf den kleinen Terrassen genug Platz erhalten, um optimale Filmaufnahmen machen zu können. Zum Schluss werden noch Wachen eingeteilt.

Die Griechen ziehen jetzt, kurz vor Dunkelheit, den NATO-Draht an der Reling rund um das Schiff. Das geht ziemlich flott. Die 30-jährige Athener Bedienung Evyenia, die ihrem Freund auf das Schiff gefolgt ist, und Naim, der Exil-Ägypter mit griechischem Pass, bereiten in der kleinen Küche das Abendessen vor. Danach, ab zehn Uhr, wird in der Küche Kaffee für die Wachen und alle jene, die nicht schlafen können, bereitgestellt. Marcello Faraggi sagt einen Angriff der Israelis zwischen zwei und drei Uhr voraus. Die griechische Journalistin Maria hat sich mit Tesafilm auf ihren Anorak ganz groß „Press“ aufgeklebt. Wir tun das auch.

### **Montag, 31. Mai**

Um zwölf Uhr habe ich meine dreistündige Wache angetreten. Henning Mankell steht auf meiner Seite, vorne Richtung Bug, er ist etwas unruhig. Die meisten können nicht schlafen, überall an Deck sind kleine Gruppen, reden, rauchen viel und lachen. In der Dunkelheit sieht man ab ein Uhr, gar nicht so weit entfernt, Lichter uns begleiten. Es ist Vollmond, das Mittelmeer glänzt mattschwarz, ist seltsam ruhig. Ich kann jetzt auch nicht schlafen, hole mir einen Kaffee, richte meine Kamera, Ersatzakku, Ersatzchip, Mikrofon und begeben mich auf die Schiffsbrücke, auf die linke Seite, wie vereinbart. Vangelis Pissias steht beim Kapitän, er hat müde Augen.

Kurz nach vier Uhr: Helikoptergeräusche. Aus der Dunkelheit kommen von hinten urplötzlich mehr als ein halbes Dutzend kleiner Speed-Boote mit jeweils rund einem Dutzend Mann Besatzung. Sie rauschen an uns vorbei, als gäbe es uns gar nicht. Vorne links die „Marmara“ – das ist offensichtlich ihr Ziel. Der Helikopter beginnt zu kreisen, verfolgt von grellen und starken Suchlichtern, die von der „Marmara“ auf ihn gerichtet sind. Das Schiff ist nur im unteren Teil richtig beleuchtet, dort wo die Kabinen sind; oben ist es relativ dunkel. Die Speed-Boote umkreisen die „Marmara“ in schneller Fahrt, immer wieder. Offensichtlich ein psychologisches Manöver. Etwas weiter vom Schuss steht eine israelische Fregatte – offensichtlich das Befehlszentrum und Heimatstation der Speed-Boote. Vangelis Pissias kommt für einen Moment aus dem Führerhaus und sagt nur kurz: „They are totally crazy!“ Wir alle ziehen unsere Schwimmwesten an.

Von meinem Standpunkt, der Terrasse neben dem Führerhaus, etwa sieben Meter über der Wasserlinie, bietet sich mir ein Blick wie im Freilichtkino. Man hört Ansagen, Befehle über Megaphone und Lautsprecher, ein sich verdichtendes Durcheinander. Durch mein Teleobjektiv sehe ich jetzt, etwas verschwommen und durch die Schiffsbewegungen verwackelt, wie sich aus dem Helikopter, der über der „Marmara“ steht, Marinesoldaten nach unten abseilen. Ein zweiter Hubschrauber kreist. Noch wirkt das alles wie bei einer Manöverübung. Doch offensichtlich haben die Israelis Probleme. Der zweite Hubschrauber kommt, noch mehr Soldaten seilen sich nach unten ab. Jetzt wird aus dem Manöver Ernstfall: Rauchbomben hüllen die Szenerie ein, die Mannschaften aus den Speed-Booten



entern das Schiff, plötzlich der Knall von Blendgranaten, Schüsse fallen. Das hier ist ein unerklärter Krieg, eine Kriegserklärung. „Apokalypse Now“ im Mittelmeer.

Hinter uns wird gerade die „Sfendoni“ von den Marines eingesammelt. Die beiden türkischen Frachter sind offensichtlich zum Stehen gebracht worden, man sieht von hier aus nur noch schwach ihre Positionsleuchten, die „Challenger“ ist überhaupt nicht mehr zu sehen. Unser Schiff tuckert unbeirrt weiter, während vorne wohl die „Marmara“ in den Händen der Israelis ist. Keine Kampfhandlungen mehr, es ist ungefähr 5.30 Uhr, als das Passagierschiff plötzlich eine scharfe Wendung nach rechts macht und Richtung Ägypten fährt. Alle sind erstaunt, keiner weiß es zu deuten.

Gegen 6.30 Uhr geht es dann bei uns los. Wieder das Kreisen der Speed-Boote. Lautsprecheransagen: zuerst, wir sollten umdrehen und nach Norden fahren. Vangelis Pissias kommt mit Megaphon aus dem Führerhaus auf meine Seite und schreit über das Meer: „Dies ist ein Akt von Piraterie. Wir sind 78 Meilen von der israelischen Küste entfernt. Dieses Meer ist frei. Es ist ein Verbrechen, was hier geschieht. Gegen internationales Recht. Dies ist ein griechisches Schiff, seit viertausend Jahren fahren wir auf diesem Meer. Es ist ein freies Meer.“

Die Israelis sind davon unbeeindruckt, immer wieder das Kreisen mit dem Speed-Boot, die Aufrufe. Die Stimme von Vangelis Pissias überschlägt sich mehr und mehr bei seinen Ansagen. Die Israelis sind irritiert über den NATO-Draht, sie holen neue Befehle ein – und ein Schneidegerät. Inzwischen ist es hell. Sollten die Israelis gedacht haben, alles in der Dunkelheit zu erledigen, so hat sich das jetzt erübrigt. Die Verzögerungen bei der „Marmara“ bieten uns bestes Blickfeld. Nur mühsam kommt die Eliteeinheit über die hochgeworfene Leiter an Bord. Sie sind sehr vorsichtig. Wir lassen die Kameras ohne Pause laufen. Als alle Marines an Bord sind, wechsele ich die Speicherkarte.

Alle haben sich auf der Schiffsbrücke versammelt. Die Israelis wühlen sich vorsichtig nach oben. Die zweite Speicherkarte nehme ich heraus, als sie den unteren Teil der Brücke betreten. Mit gezogenen Waffen gehen sie auf unbewaffnete Zivilisten zu. Wer nicht weicht, wie etwa der große, gemütliche Michalis, ein 65-jähriger griechischer Kleinunternehmer, wird auf kürzeste Distanz aus dem Weg geräumt. Michalis fällt wie vom Blitz getroffen neben mir um, als ihn Soldat Nr. 14 – alle haben Nummern – aus zehn Zentimetern Entfernung mit der Elektro-Pistole anschießt. Der gleiche Soldat schlägt mir vor die Brust und will mir die Kamera aus der Hand reißen. Ich halte anfangs noch dagegen, lasse dann los, um mir nicht die Hand brechen zu lassen und werde nach unten abgeführt. Obwohl ich mehrere Mal darauf hinweise, dass ich von der Presse bin und meinen Ausweis zeige.

Vangelis Pissias will im Führerhaus das Steuer nicht so einfach übergeben. Er hält sich fest und wird geschlagen und getreten, humpelt und blutet am Fuß. Nach und nach werden wir alle nach unten gebracht und auf zwei Bänke zusammengepfertcht. Mankell zittert vor Wut und Ohnmacht, murmelt vor sich hin. Wir sollen uns jetzt unsere Pässe herausgeben. Einige Griechen weigern sich und werden brutal von Soldaten über das Deck gezogen – über scharfkantige Eisentreppen, Rohre, und Metallstutzen. Mehmet Kaplan, der schwedische Parlamentarier, protestiert und verweist auf seine Immunität, aber die Marines kennen dieses Wort vermutlich gar nicht. Dror Feiler, der geborene Jude mit schwedischem Pass, kommt aus Kapitänskajüte mit blutendem Ohr. Er war wohl zu frech und wurde geschlagen.

Alles hat sich jetzt etwas beruhigt, wir können unsere Invasoren besichtigen: allesamt junge Leute wohl zwischen 19 und 25. Manche noch Kinder. Sie sind maskiert, behelmt und für den militärischen Outsider so bewaffnet, als ob sie den dritten Weltkrieg gewinnen wollten. In nicht wenigen Augen steht blanke Angst, gemischt mit jener Entschlossenheit, zu allem bereit zu sein. Eine gefährliche Mischung. Jede falsche Bewegung kann hier gefährlich sein, das haben auch die impulsiven Griechen gemerkt und provozieren nur mit Worten.



Gegen acht Uhr knallt die Sonne schon ziemlich stark auf das Deck, nach kurzen Verhandlungen wird uns erlaubt, eine zusätzliche Plastikplane einzuziehen. Es ist drückend heiß. Wasser wird uns angeboten und auch Nahrung. Wir lehnen ab, wir wollen unsere eigenen Sachen essen. Doch ein Grieche nimmt den dargebotenen Sandwich – und wirft ihn, mit einer verächtlichen Bemerkung gewürzt, ins Meer. Es wird Zeit, dass ich überlege, wie ich meine Filmaufnahmen sichere. Da ich davon ausgehe, als filmender Journalist im Hafen von Ashdod, der unser Ziel ist, besonders gefilzt zu werden, frage ich den neben mir sitzenden Henning Mankell. Als Prominenter werde er wohl weniger stark gefilzt. Mankell nickt und übernimmt die beiden Chips, steckt sie in die Hosentasche. Zwei Stunden später meint er, jetzt sei ja alles ruhig und schiebt sie mir wieder hin. Offensichtlich ist ihm nicht wohl dabei. Viktoria Strand, die schwedische Ärztin, übernimmt statt seiner – mit Erfolg, wie sich später herausstellen wird.

Soldatin Nr. 23 ist das Ärgernis auf dem Schiff. Sie bringt vor allem die Griechen auf Hochtemperatur. In Abständen, mindestens fünf mal, kommt sie mit ihrer kleinen, privaten Filmkamera um die Ecke und will die Gruppe filmen. Das Abu Ghraib-Syndrom. Ein großes Geschrei beginnt. Die Soldaten werden darauf hingewiesen, dass das nach internationalen Bestimmungen nicht erlaubt ist. Es kümmert sie wenig. Dror Feiler, der jüdische Schwede, ist für die Soldaten ein doppeltes Ärgernis: erstens seine freche Klappe, zweitens versteht er alles, was sie sagen und übersetzt es prompt. Plötzlich Aufregung: Ein Soldat kommt zu dem Chef Brigade gerannt und zeigt ihm, vor Empörung bebend, was er da gerade Gefährliches gefunden hat: zwei größere Obstmesser. Ein Waffenfund! Lautes Gelächter, selbst Mankell kann sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Mehr als zehn Stunden dauert die Fahrt in der Hitze, dann ist Ankunft im israelischen Hafen Ashdod. Wir werden zuerst alle nach unten in die kleinen Kabinen gesperrt. Ich spreche mit dem Brigadeführer, dass unser Gepäck gesichert und mit uns geführt wird. Er versichert mir, dass alles seine Ordnung haben wird. Dann: heraustreten. Ich muss als einer der ersten nach oben, trete aus dem Schiff und sehe mich einer vielhundertfachen Menge gegenüber. Ungezählte Pressefotografen, Fernseheteams, Soldaten, Polizisten. Wir werden der israelischen Öffentlichkeit richtiggehend vorgeführt. Einzelnen. Eine komplette Inszenierung.

Gleich am Hafenkai: ein riesiger Zelttrakt, extra aufgebaut. Ein junger Beamter zieht mich am Arm zum ersten Tisch. Ein Formular wird mir vorgelegt. Ich soll unterschreiben, dass ich illegal eingereist bin und ausgewiesen werden will. Andernfalls käme ich ins Gefängnis und müsse mit einem Prozess rechnen. Ich verweigere die Unterschrift. Ein Übersetzer wird bestellt, weil ich behauptet habe, kein Englisch zu verstehen. Ein älterer Herr mit Bart und Kippa setzt sich freundlich neben mich und versucht in einer Mischung aus Jiddisch und Hebräisch Deutsch zu formulieren. Völlig unverständlich. Ich sage, ich sei als Reporter gekidnappt worden. Er: „Jo, jo Kidnapp.“ Und lacht herzlich.

Eine ärztliche Untersuchung lehne ich ebenso ab und werde dann zur Leibesvisitation geführt. Sie greifen den ganzen Körper ab, ich muss mich ausziehen bis auf die Unterhose. Als ich aus dem Untersuchungsbereich trete, sehe ich, wie der amerikanische Pianostimmer Paul, den ich auf der „Sfendonj“ kennen gelernt habe, auf dem Hafengebäude liegt, zwei Mann halten ihn fest. Dann schleifen sie ihn auf einen Rollstuhl. Unterwegs erfahre ich, dass Paul bei der Einfahrt ins Hafenbecken gesprungen sein soll, sie haben ihn herausgezogen, jetzt gilt er als besonders gefährlich.

Eine junge israelische Beamtin erzählt mir, dass es auf der „Marmara“ sechzehn Tote gegeben habe: zehn Passagiere und sechs Israelis. Und schaut mich dabei bedeutungsvoll und anklagend an. Ein anderer Beamter fragt mich, woher ich käme. Deutschland? Er dreht sein Gesicht angewidert weg, als ob er gerade einem Naziverbrecher gegenüberstünde. Henning Mankell sehe ich an einem besonderen Tisch sitzen, er verhandelt gerade mit einigen zivil gekleideten Herren. Er wird früher als wir alle freikommen.



Am Hinterausgang der Zeltstadt wartet ein vergitterter, abgedunkelter Gefängniswagen auf uns. Ein uraltes Teil mit Eisensitzen. Wir werden dort hingebacht, immer wieder fotografiert und gefilmt. Jeder der hier Anwesenden scheint am Abend eine Party zu geben, um seine neuesten Trophäen vorzuführen. Alle Rufe und Forderungen, das sein zu lassen, werden mit Lachen quittiert. Nur einige wenige lassen sich davon beeindruckten. Im Gefängnistransporter ist es unerträglich heiß und stickig. Erst nach einer halben Stunde Bitten wird die Tür offen gelassen, einer der Polizisten ist sehr zuvorkommend und verteilt Wasser. Vangelis Pissias kommt angehumpelt, er hat Schmerzen, sein Gesicht ist eingefallen. Wie er so in diesem altertümlichen Gefängnistransporter sitzt, erinnert er mich doppelt an Costa-Gavras.

Kurz vor der Abfahrt, nach zwei schweißtreibenden Stunden, kommen noch einmal einige Beamte mit ihren Fotoapparaten. Es nimmt kein Ende. Endlich fährt der Wagen los, es ist schon dunkel. Wir werden in ein Gefängnis gebracht. Wo das ist, wie es heißt, wie lange das sein soll, wird uns nicht gesagt.